

Universitätsbibliothek Wuppertal

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

1. Erste Waffengänge

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

IV. Die literarischen Kämpfe mit den Griechen und Römern.

1. Erste Waffengänge.

Es hat keine Bewegung der Geister gegeben, die mit gleicher Kraftentwicklung nach so verschiedenen Seiten Front gemacht hat wie das Christentum. Wir lernten die Apokalypsen und Sibyllen kennen, ihre kühnen Angriffe gegen Babel-Rom, wir werden uns nun mit den philosophischen Schriften gegen das Heidentum, d. h. wesentlich gegen die Vertreter der griechischen Weltanschauung, zu befassen haben und in unserem letzten Kapitel sehen, daß neben dem Kampfe gegen den römischen Staat auch noch ein Vernichtungskampf im Innern, gegen sektiererisches Wesen geführt worden ist: so bewies sich die Christengemeinde gegenüber der übrigen Welt allerdings als das, wofür sie sich, ihrer Bestimmung sicher, schon frühe ausgegeben hat, als ein neues Volk. Und wie ein rein defensiver Sieg eigentlich gar keiner ist, so hat auch das Christentum den Kampf auf der ganzen Linie fast nur als Angriff geführt. Das soll uns auch wieder dieses wie die zwei nächsten Kapitel lehren.

Die ersten Kämpfe bestand die junge Lehre mit dem Judentume: der erste Märtyrer war Stephanus, einer der hitzigsten Verfolger Paulus, der Neronische Christenmord war, wie bemerkt, wahrscheinlich von Juden inspiriert, und noch aus späterer Zeit liegen uns Akten einer christlichen Auseinandersetzung mit dem Judentume vor, also daß einer der schärfsten Angreifer des Christentums, der Platoniker Celsus, im Eingange seiner Streitschrift noch einen Juden als fingierten Eklaireur voranschickt, um den Kampf auf diese Weise einzuleiten.* Aber gleichzeitig beginnt auch, so jugendfrisch regt sich

* Die schon in den Evangelien hervortretende apologetische Tendenz berühre ich hier natürlich nicht.

die Kraft der neuen Lehre, der Kampf mit den Griechen und Römern. Freilich ist dieser nicht etwas ganz Neues; auch die Juden hatten sich schon gegen die Kritik des Heidentums wehren müssen. Die allegorische Schrifterklärung, wie später jüdische Gelehrte sie übten, ist ein Verteidigungsmittel gegen die heidnische Kritik an der Bibel. Aber wir besitzen außerdem auch Schriften, die sich direkter, unmittelbarer, positiver gegen das Heidentum wenden, Traktate des edlen Denkers Philo und eine Apologie des bekannten Historikers Josephus. Philo ist, wie wir früher (S. 14) bemerkten, ganz von hellenischer Anschauungsweise durchdrungen, eine tiefe, ernste Persönlichkeit, kein Eiferer, so voll er sich des Gottesbewußtseins fühlt, so töricht er die Griechengötter findet; er will hinleiten zu einem beschaulichen Leben, in einer bestimmten jüdischen Sekte scheint er die Verwirklichung des Ideals gefunden zu haben. Aber er ist ein Apostel der Theorie, kein flammender Redner. Ihm zur Seite steht der grundverschiedene Josephus, ein Mensch voll von allgemein menschlichen, spezifisch jüdischen, ja man darf auch noch sagen: spezifisch griechischen Fehlern. Er ist im großen Judenreiche Vespasians zur rechten Zeit für seine persönliche Sicherheit zum Landesfeinde abgeschwenkt und ins Lager der Flavier, denen er dann mit der Leidenschaft des Renegaten diente, übergegangen. Aber die Sache seines Volkes lag ihm gleichwohl am Herzen, und da die starke jüdische Propaganda im Römerreiche stets viele und energische Feinde fand, die mit scharfer Feder die Umarmung der Juden bekämpften, so wandte er sich in einer Streitschrift gegen eine Anzahl dieser Autoren, um nachzuweisen, daß es nie in der Welt ein gerechteres, klügeres, bedeutenderes Volk als die Juden gegeben habe, daß sie in jeglicher Kultur von jeher den Griechen — diese sind ja der Hauptfeind — überlegen gewesen seien. Seine Polemik, so interessant sie für den Historiker ist, bleibt bis zuletzt, untermischt mit ekelhaften persönlichen Ausfällen, unerfreulich, ja widerwärtig: eine hochmütige, saftlose Propagandaschrift. Welch wunderbaren, erfrischenden Gegensatz bildet nun dazu das erste polemische Auftreten des Christentums. Es ist derselbe Kontrast wie der zwischen jener traurigen jüdischen Apokalypse (vgl. S. 23. 30), die auf den rauchenden Trümmern des zerstörten Jerusalems mit Gott Zwiegesprache hält, und den Trompetenstößen der Apokalypse des Johannes; aus dem Denkstübchen eines

Philo, vom galligen Tintenfaße des Josephus scheinen wir plötzlich an einen der heiligsten Plätze des Altertums durch den Odem der Geschichte veretzt zu werden, auf den Areopag von Athen, und vor uns steht Paulus und predigt von dem unbekanntem Gotte und gegen die Götzen. Statt der Decke der Schreibstube der blaue attische Himmel über ihm, statt der Feder in der Hand das lebendige Wort in seinem Munde; zu seinen Füßen ungläubig lächelnde Epikureer und Stoiker, in seinem Herzen die Siegesgewißheit des Glaubens. Und doch: auch dies alles ist kaum je so Wirklichkeit gewesen, auch diese Darstellung ist nur ein Erzeugnis der Literatur. Aber das gilt hier gleich; in höherem Sinne, hat man neuerdings schön gesagt, ist Pauli Predigt in Athen voll geschichtlicher Wahrheit. Seine Gedanken, daß die Griechen doch schon Gott geahnt hätten, daß aber dieser Gott nicht in Tempeln von Händen gemacht wohne, daß Gott nach den Zeiten der Unwissenheit den Menschen ansagen läßt Buße zu tun, der Hinweis endlich auf das Gericht und die Totenerweckung, dies alles enthält im Kerne die Ideen der späteren Apologetik. Und es ist ein zukunftsbestimmendes Programm. Denn wie die Apologetik ihrem eigentlichen strengen Wortsinne, der Schriftstellerei der Verteidigung, nur zum allergeringsten Teile entspricht, sondern fast durchweg Angriff ist, eben weil sie sich als Vorkämpferin eines neuen Glaubens, eines neuen Volkes fühlt, so ist Pauli Predigt ein direkter Vorstoß mitten ins Lager der Gegner, gerade los auf ihr Feldherrnzelt, auf das philosophische Athen. Und daß die Philosophen wesentlich an der Totenauferweckung Anstoß nehmen, entspricht absolut dem antik heidnischen Fühlen, gegen dieses Dogma hat sich das Heidentum am längsten und mit den schärfsten Mitteln gewehrt. So ist Pauli Predigt gewissermaßen die ideale Zusammenfassung aller jener ersten Auseinandersetzungen mit dem Griechentum in einer Person, in der Person des Heidenapostels Paulus; sie bleibt das Präludium der ganzen christlichen Apologetik.

Dieser Darstellung tritt mit der Zeit eine apokryphe Schrift zur Seite, die aber an Ursprünglichkeit weit hinter ihr zurückbleibt. Das ist die sogenannte Predigt des Petrus, die uns nur auszugsweise, im Zitate erhalten ist. Sie beginnt für uns mit dem Hinweise auf den einen Gott: „So erkennet denn nun, daß nur ein Gott ist, der den Anfang von allem gemacht hat und auch die Macht über das Ende hat, und der unsichtbar

ist und doch alles sieht, der nicht umfaßt wird und doch alles umfaßt, der nichts bedarf und dessen alles bedarf, durch den alles ist. Er ist unbegreiflich, ewig, unvergänglich, ungemacht, er selbst hat alles gemacht durch das Wort seiner Kraft. — Diesen Gott nun verehret nicht nach der Griechen Art; denn sie lassen sich von Unwissenheit leiten und verstehen Gott nicht gleich euch nach euerer vollkommenen Erkenntnis, und sie machen sich von dem, worüber er ihnen Macht zur Benutzung gegeben, ein Bild, von Holz, Stein, Erz, Eisen, Silber und Gold, und stellen, was der Materie unterworfen war, aus solchem Stoffe und Gebrauch, auf und verehren es, und was Gott ihnen zur Speise gegeben hat, die Vögel der Luft und die Fische des Meeres und das Gewürm auf dem Lande und die Tiere mit dem vierfüßigen Vieh des Ackers, Wiesel und Mäuse, Katzen und Hunde und Affen (verehren sie); und die eigenen Speisen opfern sie als Opfer Tieren, die auch verzehrt werden, und Totes bringen sie den Toten dar, als ob diese Götter wären, und so erweisen sie sich Gott gegenüber undankbar, denn damit leugnen sie, daß er sei. — Und verehret Gott nicht nach der Juden Weise, denn auch jene glauben allein Gott zu erkennen und verstehen es doch nicht, indem sie den Engeln und Erzengeln, dem Monat und dem Monde dienen. Und scheint der Mond nicht, so feiern sie nicht den Sabbat, den sie den ersten nennen, noch das Fest der ungesäuerten Brote, noch den großen Tag.“ — Dieses Stück läßt uns zwei Dinge nacheinander erkennen: zuerst die Abhängigkeit von der griechischen Polemik, die zu ihrem Inventar jederzeit den Spott auf die ägyptische Tierverehrung zählte (vgl. S. 12) und im engsten Zusammenhange damit das Unvermögen schriftstellerischer Darstellungsweise. Denn die Behandlung des ägyptischen Bestienkultus ist ohne jeden Zusammenhang der Polemik gegen die Griechengötzen angeschlossen, so daß wir erkennen, unser Autor findet sich auf diesem Gebiete noch nicht ganz zurecht.

Diese Hilflosigkeit in gewissem Sinne bleibt auch noch für die Folgezeit bestehen; es hat etwas direkt Kührendes, die noch ungewissen Tritte des alten Christentums auf dem Gebiete dessen, was man damals Philosophie nannte, zu sehen. Denn die Christen geben sich, so energisch sie sich gegen die griechische Philosophie wenden müssen, doch vielfach auch für Philosophen aus, einerseits weil die literarische Gewohnheit des Altertums

diese Klassifikation notwendig machte, anderseits weil sie doch oft genug auch eine gewisse Abhängigkeit von der hellenischen Philosophie fühlen mochten. Sie durften es jedenfalls mit demselben Rechte, wie so viele Wanderphilosophen, die damals oft in recht fragwürdiger Gestalt und von befremdlichem Äußeren in der Welt herumliefen und sich den erhabenen Namen Philosophen beileigten. Und doch ist und bleibt das Verhältnis der Christen zur Philosophie ein recht unklares. Die heidnische Bildung, die ganze sie umgebende Welt drückt ihnen für den Streit mit dem heidnischen Kultus durchaus dieselben Waffen in die Hände, wie sie damals und schon vor Jahrhunderten von den Philosophen verwendet wurden, aber dieser Streit ist doch nur Negation, die positive Verkündigung ihrer eigenen Lehre aber ist Religion, nicht aus dem denkenden Geiste entstanden, sondern aus den heiligsten Schauern des gottdurchbelebten Gemütes heraus empfangen und geboren, ist Religion, aber nie Philosophie. Darum gibt es auch mehrere unter den Christen, die nichts von den Philosophen wissen wollen und sie heftig, sogar unflätig verhöhnen. Ja, selbst die Person des Sokrates bleibt manchem Christen nicht heilig. Die meisten erkennen, daß man mit ihm rechnen muß, viele erblicken in ihm eine Art Borahnung des Christentums, aber, weil er im letzten Grunde dem Christentum und der Absolutheit seiner Forderungen an den Menschen doch nicht genügen kann, so suchen sie allerhand Fehler in ihm zu entdecken, und schließlich hat man ihn nicht minder wie die anderen Philosophen verlästert. In späteren Zeiten, als das Christentum immer mehr auch die gebildeten Kreise ergriff, hat sich denn eine eigene christliche Philosophie herausgebildet, die ganz sicher der Religion in ihrem köstlichsten Kerne Zwang antat durch die Spitzfindigkeiten des hellenischen Geistes. Das hat der Religion an sich damals wie stets geschadet.

In der älteren Zeit aber sind wir glücklicherweise noch nicht so weit, da haben wir einige wackere, einfache Leute, die sich zwar Philosophen nennen und sich abmühen, philosophisch zu denken, aber doch in unserem Sinne diesen Namen mit Recht nicht führen dürfen. Der älteste erhaltene dieser Streiter, der, wie wir schon sagten, nicht ganz mit Recht sogenannten Apologeten, ist der vor etwa 14 Jahren entdeckte Aristides, der sich selbst einen Philosophen von Athen nennt. Die Apologie ist gerichtet an den Kaiser Antoninus Pius, einen wenig ener-

gischen, nicht mehr jungen Mann, der die Schrift, wenn sie überhaupt je in seine Hände gelangt ist, wohl einfach zu den Alten gelegt haben wird. Hat er sie aber doch vorgenommen, so wird er wohl nach den ersten Seiten nicht gerade munterer geworden sein, als er schon war. Er als Mann der heidnischen Bildung konnte auch kaum anders von dieser Schrift berührt werden, die mit der alltäglichsten Polemik gegen die falschen Götter und die Götzen des Griechentums begann: derartiges mochte er oft bei den Philosophen des Tages gefunden haben. Wir aber denken und empfinden heutzutage ganz anders. Für uns ist's eine köstliche Urkunde, ein, wie ich eben schon sagte, rührendes Dokument für die Geschichte dieser Streilitteratur. Der Autor steht in dem ersten polemischen Teile ganz unter dem Banne der Tradition, er bringt, oft mit großem Ungeschick der Darstellung, fast nur ganz alltägliche Gedanken zum Ausdruck, die damals in der Luft lagen. Sie sind ihm etwas Fremdes, äußerlich Angeeignetes, aber er ist von ihrer Wahrheit, weil sie ihm überliefert sind, durchdrungen und wiederholt sie daher gern, damit sie sich recht einprägen, ja, es ist fast, als ob er sie selbst noch für sich repetierte. So ist er trotz seines Philosophennamens hier noch ein absoluter Anfänger, aber gerade dies hat etwas Bewegliches und macht ihn uns interessanter als manchen geschickten Autor und Literaten der Folgezeit. Seine Apologie beginnt nun auf gut stoische Weise: „Ich, o Kaiser, kam durch die Vorsehung Gottes in die Welt. Und da ich betrachtete den Himmel und die Erde und das Meer, die Sonne, den Mond und alles andere, staunte ich über die Ordnung dieser Dinge. Ich begriff aber, daß diese Welt und alles in ihr durch die Notwendigkeit bewegt wird, und sah ein, daß, der sie bewegte und beherrschte, Gott sei, der da ist verborgen in ihnen und bedeckt von ihnen; denn alles, was bewegt, ist stärker als was beherrscht wird.“ Ein Eindringen in diese letzten Gründe aber lehnt Aristides ab, denn Gott könne von niemand erfaßt werden: „Ich sage aber, daß Gott ist un erzeugt, ungemacht, daß er von niemandem umfaßt wird, sondern selbst alles umfaßt, ohne Anfang und Ende, unvergänglich, unsterblich, vollkommen und unbegreiflich. Vollkommen aber . . . bedeutet dieses, daß in ihm nicht ein Mangel ist, und nicht ist er irgendeines Dinges bedürftig, aber alles ist seiner bedürftig. Und daß ich sagte, daß er ohne

Anfang sei, bedeutet, daß alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende hat, und was ein Ende hat, ist auflösbar. Einen Namen hat er nicht, denn alles, was einen Namen hat, ist Genosse der Kreatur. Eine Gestalt hat er nicht, auch nicht Zusammensetzung von Gliedern; denn wer diese besitzt, ist Genosse der geschaffenen Dinge." Und so geht es weiter, Gott wird nach älterem Vorgange durch rein negative Wesensbezeichnungen charakterisiert. Danach scheidet der Autor drei Geschlechter von Menschen im Hinblick auf die Religion: die Anbeter der Heidengötter, die Juden und die Christen. Er zeigt nun, wie die Heiden alle in die Irre gegangen seien, die Verehrer der Elemente und Gestirne nicht minder wie die der poetischen Griechengötter, zeigt das auf eine sehr ermüdende Weise, deren Grundrefrain immer derselbe bleibt, daß diese Gegenstände der Verehrung entweder veränderlich seien oder bestimmten Gesetzen unterworfen oder endlich sich selbst nicht zu helfen vermöchten. So heißt es z. B. von der Sonne, sie könne nicht Gott sein, denn sie bewege sich nach einem gewissen Zwange, habe bestimmte Pflichten, ließe sich in ihrem Laufe berechnen und entbehre ganz des eigenen Willens. Mit besonderer Schärfe geht Aristides dann gerade wie die jüdischen Literaten gegen die hochmütigen Griechen vor, die da sich weise dünken und doch schlimmer als die Barbaren, z. B. also die Anbeter der Sonne geirrt haben. Ihre Mythen und religiösen Vorstellungen werden nach bekanntem Schema zerpfückt, und der Apologet hält den Gegnern vor, wie sehr eine solch sündige Gesellschaft gleich den Olympiern geeignet sei, jegliche Sitte und Tugend durch ihr schlechtes Beispiel zu untergraben: auch dieser Vorwurf ist ganz nach griechischem Muster. Besonders schwelgt der Autor natürlich in den Sünden des Zeus und entrollt eine jener langen Leporellolisten, auf denen alle die Ehebrüche des Götterkönigs verzeichnet waren. Greifen wir zur Charakteristik noch einiges heraus, den Abschnitt z. B. über Apollon und Artemis: „Und nach diesem führen sie einen anderen Gott ein und nennen ihn Apollon. Und sie sagen von ihm, daß er sei eifersüchtig und veränderlich und bald einen Bogen und Köcher hält, bald aber eine Kithara und ein Plektron, und er weißagt den Menschen, damit er von ihnen Lohn empfangen. Ist denn nun des Lohnes bedürftig dieser Gott? Es ist schimpflich, daß dies alles gefunden wird in

einem Gott. — Und nach ihm führen sie ein Artemis, eine Göttin, die Schwester des Apollon, und sagen, daß sie eine Jägerin gewesen ist und einen Bogen und Pfeile trug und auf den Bergen umherstreifte, die Hunde führend, um entweder die Hirsche zu jagen oder Wildeber. Es ist schimpflich, daß ein jungfräuliches Mädchen allein umherstreift auf den Bergen und auf Tiere Jagd macht. Und deswegen ist es nicht möglich, daß Artemis eine Göttin sei.“ So geht es weiter bei jedem Gotte; ich denke, wir haben einen Begriff bekommen von der Eintönigkeit und dem Mangel an Originalität. Dieselbe Schwäche bekundet denn auch die nachfolgende Behandlung des ägyptischen Tierkultes, die wir als zum Inventar dieser Literatur gehörig schon kennen gelernt haben.

Aber nun setzt das Neue, das Erquickende ein. Nach einer kurzen Besprechung der jüdischen Religion, deren Anhänger der Christ das Lob vollkommenerer Gotteserkenntnis und großer Nächstenliebe nicht verweigert, geht er mit tiefer Wärme und überzeugender Kraft zu den Christen über, von deren Leben er eine eingehende Schilderung entwirft. Sie enthält gewissermaßen gegenüber den vielfachen moralischen Vorschriften des alten Christentums, gegenüber dem Soll das Haben der Christen und sticht in wohlthuendster Weise ab von dem unerträglichen Selbstlobe der Juden in ihren apologetischen Schriften; denn alles, was hier zum Preise christlicher Sitte und Zucht gesagt wird, wird uns von anderer Seite, darunter auch heidnischer bestätigt. „Sie treiben“, heißt es also, „nicht ein Depositum an sich, und nicht gelüftet sie nach dem, was ihnen nicht gehört; sie ehren Vater und Mutter, und denen, welche ihnen nahe sind, erweisen sie Gutes, und sie richten in Gerechtigkeit. Und die Götzen nach dem Bilde der Menschen beten sie nicht an, und etwas, was sie nicht wollen, daß es ihnen andere tun, tun sie nicht jemand an, und von der Speise der Götzenopfer essen sie nicht, denn sie sind rein, und denen, welche sie bedrücken, reden sie zu und machen sie zu ihren Freunden, und ihren Feinden tun sie Gutes. Und ihre Weiber sind rein, o Kaiser, wie Jungfrauen und ihre Töchter sanftmütig und ihre Männer enthalten sich von . . . aller Unreinigkeit wegen der Hoffnung der zukünftigen Vergeltung, die bevorsteht in der anderen Welt. Die Knechte aber und Mägde oder die Kinder,

wenn einzelne von ihnen welche haben, unterweisen sie, daß sie Christen werden, wegen der Liebe, die sie zu ihnen haben. Und wenn sie es geworden sind, nennen sie sie Brüder ohne Unterschied. Die fremden Götter beten sie nicht an und in aller Demut und Güte wandeln sie und Lüge wird nicht bei ihnen gefunden. Und sie lieben einander und von den Witwen wenden sie nicht ab ihre Aufmerksamkeit und die Waise befreien sie von dem, der sie vergewaltigt, und der, welcher hat, gibt dem, der nicht hat, ohne Meid, und wenn sie einen Fremdling sehen, so bringen sie ihn in ihre Wohnungen und freuen sich über ihn wie einen wahren Bruder, denn nicht nennen sie Brüder, die es im Leibe sind, sondern Brüder, die es im Geiste und in Gott sind. So oft aber einer von ihren Armen aus der Welt geht und ihn irgendeiner von ihnen sieht, so nimmt er sich nach Kräften seines Begräbnisses an. Und wenn sie hören, daß einer von ihnen gefangen ist oder bedrückt wegen des Namens ihres Messias, so nehmen sie sich alle seiner Nothdurft an, und wenn es möglich ist, daß er befreit werde, so befreien sie ihn. — Und wenn bei ihnen jemand ist, der bedürftig und arm ist, und sie nicht überflüssigen Bedarf haben, so fasten sie zwei oder drei Tage, damit sie den Armen erfüllen den Bedarf ihrer Nahrung . . . An allen Morgen und zu allen Stunden, im Hinblick auf die Wohlthaten Gottes gegen sie, loben und preisen sie ihn, und in betreff ihrer Speise und in betreff ihres Trankes danken sie ihm. Und wenn ein Gerechter unter ihnen aus dieser Welt geht, so freuen sie sich und danken Gott und geleiten seinen Leichnam, als wenn er von einem Orte zu einem anderen reiste. Und wenn einem von ihnen ein Kind geboren wird, so loben sie Gott, und wenn es sich wiederum ereignet und es in seiner Kindheit stirbt, so loben sie Gott gewaltiglich, weil es durchschritten hat die Welt ohne Sünden. Und wenn sie wiederum sehen, daß einer von ihnen gestorben ist in seiner Gottlosigkeit oder in seinen Sünden, so weinen sie über diesen bitterlich und seufzen als über einen, der im Begriff ist zur Strafe zu gehen . . . Und so vollenden sie die Zeit ihres Lebens. Und weil sie erkennen die Wohlthaten Gottes gegen sich, siehe, so dauern die Schönheiten, welche in der Welt sind, fort . . ." Nun wird der Kaiser aufgefordert selbst diese Schriften in die Hand zu nehmen; dann werde er erkennen, daß Aristides nicht der Anwalt der neuen Lehre sei,

sondern aus unmittelbarem Drange so habe reden müssen, weil er die christlichen Schriften gelesen und auch die Weissagungen darin bestätigt gefunden habe, mit anderen Worten, weil er bis vor kurzem selbst noch Heide gewesen sei. Noch einmal betont er stärker als zuvor, daß nur die Christen durch ihr Gebet die Existenz der Welt verbürgten, noch einmal wirft er einen Blick voll Abscheu auf die Griechen, ermahnt sie, alle Verleumdungen gegen die Christen aufzugeben und sich zu bekehren, und schließt dann, wie später so manche ähnliche christliche Schrift, mit dem Hinweise auf das kommende Gericht Gottes.

Diese alte Apologie, die wir als ein Ganzes durch einen glücklichen Zufall jetzt wieder in Händen halten dürfen, bleibt für viele, die ihr nachgefolgt sind, der Typus. Denn immer wieder, oft in recht ermüdender Breite und sehr unoriginell, kehrt der Kampf gegen die heidnischen Anschauungen, und nur der positive Teil, die Hervorhebung dessen, was die Christen nun wirklich leisten, spricht zu unserem Innern, wie es Aristides im zweiten Teile seiner Schrift getan. — Wir sehen nun in Aristides' Schrift das Christentum schon mitten im Kampfe gegen seine Feinde. Wenn der Apologet die Heiden auffordert, von ihren Verleumdungen abzustehen, so haben wir das törichte Gerede über die Christen, die Beschuldigungen wegen Gottlosigkeit, Kannibalismus und Unzucht schon kennen gelernt. Aber viele andere Angriffe, feinere, spitzigere hatten sich diesen plumpen, mehr demagogischen schon zugesellt. Zunächst scheint die Polemik der Gegner und zwar, wie bemerkt, nicht ohne heftige Anteilnahme der Juden an diesem Kampfe schon früh die Persönlichkeit des Stifters der christlichen Religion getroffen zu haben, man nennt ihn hilflos, schwach und wenig tapfer gegenüber seinen Feinden, man begreift nicht, daß der Sohn Gottes, wenn er es denn wirklich ist, sich nicht in seiner ganzen Herrlichkeit den Nichtern gezeigt habe, man nennt ihn um seiner Wunder willen einen Zauberer. Dem entsprechen in der heidnischen Anschauung denn auch die Vorstellungen vom Christengotte. Wenn er wirklich ewig ist, so fragen die Heiden ähnlich wie früher die Epikureer ihre stoischen Gegner, wo war er dann vor der Erschaffung der Welt, was hat er damals getan? Außerdem, heißt es weiter, stellen sich die Christen Gott nicht minder menschlich vor wie die Griechen ihre eigenen Götter: wie kann man z. B. von Gottes Finger reden, wie daran denken,

daß Gott im Paradiese spazieren gegangen? Ist nun Christus nicht von Gott gegen seine Feinde geschützt worden, so sind es auch seine Nachfolger nicht; warum schützt Gott diese denn nicht vor der Ungerechtigkeit? Wenn diese sich nun aber, wie sie doch immer vorgeben, so sehr nach Gott und dem Tode sehnen, so sollten sie doch ein Ende machen und durch freiwilligen Tod zu Gott gehen. Und ferner, wenn Gott die Götzen und ihren Dienst wirklich haßt, so bleibt es doch sehr merkwürdig, daß er nicht eingreift, nicht die Götzendiener vernichtet. Im übrigen irren sich die Christen sehr über ihre Gegner; diese denken ja gar nicht daran, die Bilder selbst zu verehren, die Bilder sind nur ein Behelf für die menschliche Schwäche. Auch wissen Griechen und Römer sehr wohl, daß ein Gott die Welt regiert, aber gerade so wie der Cäsar viele hohe Beamte unter sich hat, so stehen viele Götter als Vollstrecker des höchsten Willens unter einem Gotte. Diese weiter anzubeten ist einfach Pflicht der Pietät. Mit der christlichen Lehre steht es auch gar nicht so, wie sie vorgeben, sie ist durchaus nicht einheitlich, sie spaltet sich in Sekten ebenso wie die Philosophie. Aber Philosophen sind die Christen doch nicht; denn was für eine obsture, ungebildete, lichtscheue Gesellschaft bilden sie doch! — Ein antiker Rhetor, übrigens einer der leichtesten Schwächer, die es je gegeben, läßt an einer der ganz vereinzelt interessanten Stellen seiner langatmigen Reden sich dahin vernehmen, daß diese Leute, die einfach gar nichts feien, sich unterständen einen Demosthenes zu lästern, während man in jedem ihrer Worte mindestens einen Sprachschneider fände. Selbst verächtlich verachten sie andere, urtheilen über andere, ohne sich selbst zu prüfen, rühmen sich der Tugend und üben sie nicht, predigen Enthaltbarkeit und sind lüftern. Berauben nennen sie Gemeinschaft üben, Mißgunst heißt bei ihnen Philosophie und die Armut Verachtung der Güter. Dabei erniedrigen sie sich in ihrer Habsucht. Unverschämtheit heißen sie Freiheit, Gehässigkeit Freimut, das Empfangen von Gaben Humanität. Wie die gottlosen Leute in Palästina benehmen sie sich ebenso kriechend wie frech. Sie haben sich in bestimmter Richtung von den Hellenen oder vielmehr von allen Guten losgesagt. Unfähig, zu irgendeinem nützlichen Ziele mitzuwirken, verstehen sie meisterlich, ein Haus zu unterwühlen und die Hausgenossen aneinander zu bringen. Kein Wort, kein Gedanke, keine Tat von ihnen hat Frucht

getragen. Sie nehmen nicht teil an der Veranstaltung von Festen und sie ehren die Götter nicht. Sie sitzen nicht im Räte der Städte, sie trösten nicht die Traurigen, versöhnen nicht die Streitenden, sie fördern weder die Jugend, noch jemand anders, sie achten nicht auf die Form der Rede; aber sie verkriechen sich in die Winkel und reden da klug. Sie wagen sich schon an die Besten unter den Hellenen und sie nennen sich — Philosophen, als ob eine Änderung des Namens für sich allein etwas bedeutete und einen Theseus zu einem Hyacinthus oder Narcissus machen könnte.

Auf diese Vorwürfe, die zum Teil nicht ungeschickt waren, geben die Christen oft nur halbe und ausweichende Antwort. Es ist überhaupt in diesem Kampfe, der sich durch Jahrhunderte hindurchzieht, Jahrhunderte hindurch die Argumente auf beiden Seiten nur langsam verändert, hier wie dort viel an gründlichen Mißverständnissen geleistet worden, beide Parteien reden zumeist aneinander vorbei, weil sie beide von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Gründe und Gegengründe entscheiden überhaupt den Streit der Geister und Herzen niemals. Aber eine Reihe von Beschuldigungen haben die Christen doch aus der Welt schaffen und durch ihr Leben widerlegen können. Die Wut der Heiden über die Zurückgezogenheit der Christen, ihr Winkelwesen äußert sich in den bekannten, früher schon behandelten (S. 54) Anklagen. Da es nun in Rom damals die verschiedenartigsten geheimen Gottesdienste gab, die nach orientalischer Sitte in blutigen und wollüstigen Vorstellungen schwelgten, so konnten solche Anklagen einen gewissen Boden finden, um so mehr als eine große Gemeinschaft von Christen, die sogenannten Gnostiker, im Anschlusse an orientalische Mysterien, sich sonderbarer Symbole und Zauberformeln bediente. Darum nicht zuletzt hatte die eigentliche Kirche, wie wir noch sehen werden, auch die Notwendigkeit erkannt, mit diesen Sekten ein Ende zu machen. Hier ist es nun den Christen mit der Zeit gelungen, die Feinde wirklich mundtot zu machen; die Entwicklung der Dinge selbst half ihnen, die zunehmende Öffentlichkeit ihres Gottesdienstes widerlegte diese Beschuldigungen, und in späteren Jahrhunderten ist von ihnen denn auch nicht mehr die Rede.

Eine eingehende Betrachtung dieses Geisterkampfes lehrt uns nun, wie schon bemerkt, die übrigens in der Geschichte aller Zeiten sich stets wiederholende Tatsache kennen,

daß die Waffen dieses Streites so ziemlich dieselben bleiben, ja daß teilweise die Kämpfe der heidnischen Philosophie, der Stoiker, Epikureer und Skeptiker sich hier fortsetzen (vgl. S. 14). Aber aus dieser Tradition, deren ermüdendes Fortwuchern durch viele langweilige Traktate bezeugt wird, hebt sich doch immer wieder die menschliche Persönlichkeit heraus, die Kraft des Individuums, die aus der eigenen Brust andere Töne hervorzuholen vermag. Da steht denn vor uns die Persönlichkeit des Apologeten und Märtyrers Justin. Er war von heidnischen Eltern etwa um das Jahr 100 geboren. Er war zuerst Platoniker, sah, daß die Christen verleumdet wurden, und in der Anschauung ihres Todesmutes vor Gericht gewann er nach seinem eigenen Zeugnisse den festen Glauben, daß Verbrecher einen solchen Todesmut nicht haben könnten. Auch er hat voll von dem neugewonnenen Glauben eine Apologie an den römischen Kaiser Antoninus Pius etwa im Jahre 150 gerichtet. Aus dieser redet nun schon ein ganz anderer Geist als aus der erst behandelten Apologie des Aristides. Er wendet sich an den Kaiser und seine Mitregenten mit der nachdrücklichen Forderung, den Christen endlich Gerechtigkeit zu gewähren. Es genügte damals, wie früher bemerkt, da Christentum und Opferfeindschaft dasselbe waren, die Anklage auf christliches Bekenntnis überhaupt; gab jemand vor Gericht zu, daß er Christ sei, so wurde er verurteilt als Anhänger einer verbrecherischen Sekte, leugnete er, so war er frei, vorausgesetzt daß man seinem Zeugnisse nicht mißtraute. Geradeaus dringt nun der Apologet auf den Kaiser und seine Genossen ein: Ihr heißt, ruft er, Fromme und Philosophen und Diener der Gerechtigkeit, es wird sich aber zeigen, ob ihr's wirklich seid. Denn schmeicheln können wir nicht, wir sind nicht von Gefallsucht wie die Abergläubischen den Menschen gegenüber befangen. Uns kann nach unserer Überzeugung nichts Übles widerfahren, ihr habt die Macht uns zu töten, aber nicht uns zu schädigen. Wir verlangen Prüfung der Anklagepunkte und Bestrafung, wenn es sich so verhält, wie man sagt, im anderen Falle beleidigt ihr euch selbst aus Leidenschaft. Unser Name bedeutet nichts zur Sache; sind wir wirklich böse Menschen, so darf er uns nichts helfen, aber wenn unsere Handlungsweise gut ist, so darf der Name „Christen“ an sich uns auch nicht schaden. Jeder Übeltäter hat das Recht auf Untersuchung seiner Sache, daselbe verlangen auch wir

von euch. Euer bisheriges Verfahren ist das Werk böser Geister, böser Dämonen; sie waren zu der Zeit, da Sokrates vor seinen Richtern stand, tätig, sie treiben auch jetzt euch zu urtheilslosem Vorgehen an. Gewiß gibt es auch böse Christen, die Beurteilung mit Recht gefunden haben, aber eben darum muß das Leben eines jeden Christen, der vor Gericht steht, geprüft und darf erst danach entschieden werden. Dies alles aber sagen wir nur euret wegen; denn wir könnten ja leugnen. Das aber sei ferne, wir streben nach dem ewigen Leben; ist dies ein Irrtum, so trifft er uns allein und niemanden anders.

Mit großer Kühnheit hat der Apologet gesprochen; aber er wagt noch mehr. Wir sind euch ja selbst, fährt er fort, Helfer zum Frieden, wenn wir meinen, böse Menschen könnten sich Gott nicht entziehen. Dächten alle Menschen an das Gericht, so würden sie besser werden. Sie sündigen aber, weil sie glauben, euch, den Sterblichen, sich zu entziehen. Sonst würden sie sich auch der schlechten Gedanken enthalten. Aber ihr fürchtet wohl solch eine allgemeine Gerechtigkeit, fürchtet, keine Gelegenheit zur Strafe zu haben. Das wäre Henker-, nicht Herrscherweise, das Werk böser Dämonen. Doch ihr wollt ja Frömmigkeit und Philosophie. Wenn ihr aber vor die Wahrheit das Herkommen setzt, so merket wohl, daß solche Herrscher so weit wie Räuber in der Wüste kommen. — Dann folgt eine Betrachtung der christlichen Tugenden und der Lehre, an der das Heidentum stets besonderen Anstoß nahm, der Lehre von der Auferstehung. Wie gering, ruft Justin, schätzen die Gottes Macht, die da sagen, man gehe zurück, woher man gekommen. Diese hätten doch gewiß auch nicht geglaubt, daß diese ganze Welt, so wie sie ist, habe entstehen können. Besser ist zu glauben, was der eigenen Natur und den Menschen unmöglich ist als gleich den anderen ungläubig zu sein. Wenn wir also großartiger denken als eure Philosophen, warum werden wir da gehaßt? —

Noch aber sucht der Apologet, der einen Sokrates hochstellt und die Philosophie schätzt, eine Art Vermittelung. Er entdeckt allerhand Bindeglieder zwischen den Griechen und Christus, auch in der Religion der Hellenen findet er verwandte Vorstellungen, so unendlich viel höher als die Moral des hellenischen Götterolymps auch die christliche Sittlichkeit steht. Christi Ankunft, ja sein ganzes Leben ist von den Propheten vorhergesagt worden.

Wir glauben daran und insolgedessen auch an das Gericht. Übrigens sagt Platon ja Ähnliches; alles eben, was die Griechen über diese Dinge erzählen, verdanken sie den Propheten; widersprechen sie sich jedoch, so liegt dies an ihrem mangelnden Verständnisse. So hat denn der Geist Gottes auch schon früher in den Menschen gewirkt, und keiner, der vor Christus in seinen Sünden gestorben ist, hat eine Entschuldigung. — Mit einer Lehre über alle die bösen Maßnahmen der Dämonen und einer interessanten Darlegung der Abendmahlsgebräuche schließt diese Apologie.

Es steht, so wenig künstlerisch disponiert die Schrift ist, ein nicht unbedeutender Mensch dahinter, ein Mann von unerschrockenstem Freimuth, unbeugsamem Rechtsgefühl und doch eine Persönlichkeit, die eine gewisse Vermittelung für möglich hält. Aber eben daraus, daß eine milde Natur hier so kühne Worte spricht, erkennen wir die Kraft der ganzen Sache, die in dem einzelnen wirkt. — Eine ganz andere Persönlichkeit als der milde, hellenisch gebildete Justin ist nun der unerfreuliche, aber originelle Babylonier Tatian. In ihm dringt wieder einmal das der hellenischen Kultur feindliche Oriententum hervor, das eigentlich immer gegrollt und nur mit Widerstreben hier und da mit dem übermächtigen griechischen Wesen paktiert hatte. Tatian ist ein Barbar und nennt sich voller Stolz so. Für ihn ist alle Wissenschaft und Kunst bei den Orientalen ursprünglich, die Griechen sind nur Nachahmer. Die hellenische Wohlredenheit ist eitel Schwindel, die Poesie der Griechen lasterhaft, ihre Philosophen sind Prasser, hochnäsigt, albern, sie widersprechen sich untereinander, alle Wissenschaft ist überhaupt Geschwätz. Dagegen enthalten die sogenannten barbarischen Schriften in ihrer äußeren Einfachheit die ganze Wahrheit. — Ich übergehe hier natürlich Tatiens Ausfälle gegen die griechischen Götter und alle diese landläufigen Themata. Der Barbar ist allerdings nicht stark genug in ihm, um überhaupt von der griechischen Kultur abzusehen, er bringt auch allerhand Notizen über griechische Statuen bei, aber es ist ihm nachgewiesen worden, daß er irgendeine ältere Schartefe über dies Thema erzerpiert hat und nicht einmal genau, gleichwohl besitzt er die Unverschämtheit zu behaupten, daß er die Bilder alle auf seinen Reisen gesehen habe. Entsprechend seiner orientalischen Vorliebe schließt er denn auch mit der Hervorhebung des Alters

der jüdischen Schriften gegenüber der jungen griechischen Kultur. Er ist also wirklich ein Barbar, und nicht einmal ein ganz ehrlicher, aber man möchte ihn doch nicht missen; ein Mensch von so elementarem Instinkte des Hasses gehört in das Bild der Zeit hinein.

So hebt sich denn eine interessante Persönlichkeit nach der anderen vor uns empor. Aber auch das Heidentum besann sich und ging zu systematischeren Angriffen vor. Auch hier zählen wir bedeutende Persönlichkeiten, und wenn auch keine unter ihnen hinaustragt zur Höhe so mancher christlichen, eines Tertullian und Augustin, so sind ihre Argumente doch so scharf und fein, daß sie bis auf den heutigen Tag ihren Wert behalten haben.

2. Die Zeit Tertullians.

Der bekannte Satz, daß Bücher ihre eigenen Schicksale haben, bestätigt sich in weitester Ausdehnung auch auf dem Gebiete der christlichen Literatur. Eine Anzahl der allerältesten, also auch der wichtigsten Schriften ist uns verloren gegangen, andere haben sich, nachdem man sie lange verloren geglaubt, wie durch ein Wunder wieder entdecken lassen, und bei der großartigen Findertätigkeit der modernen Wissenschaft, die schon die Suche nach alten Büchern zu einer Art Methode ausgestaltet hat, sind die größten Überraschungen noch immer zu erwarten. Nur in einem Falle indessen wird man gut tun, seine Hoffnungen etwas zu beschränken, wenn es sich nämlich um Bücher handelt, die von den Christen selbst nach Kräften der Vergessenheit oder der Vernichtung preisgegeben worden sind. Da haben die Christen mit großem Erfolge und guter Methode gearbeitet. Das gilt einerseits von den häretischen Christen, die sich auch nur zu einem unbedeutenden Teil trotz größerer, neuerer Funde erhalten haben, und zweitens von den Streitschriften gegen das Christentum überhaupt. Von diesen letzteren ist bisher noch keine dem sonst so ertragreichen ägyptischen Boden entstriegen, und meines Erachtens ist auch nicht viel Aussicht darauf, daß dies je geschehen wird. Diese Streitschriften sind uns nun freilich zu einem guten, ja man kann sagen, in ihrem besten Teile durch christliche Gegenschriften, von denen freilich auch manche verloren gegangen, erhalten worden. In ihrem besten, in ihrem interessantesten Teile: